Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 29 (1925-1926)

Heft: 5

Artikel: Der Dichter des Ekkehard und die Frauen

Autor: Oswald, Josef

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-665833

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

tingen an, darüber die Hügel bis zum Schwäbischen Jura, und die Türme von Konstanz schließen den Kreis. Wir nehmen Platz auf der Ruhebank an der Westseite des Hauses. Der mitteilsame Wächter geht gern auf unsere Fragen ein. Er bestätigt unsere Beobachtung, daß keine Kabrik auf der Insel ist, einzig in neuester Zeit am südlichen Ufer eine bescheidene Schiffswerft für den Bootbau, und wie die Insel keinen Wald besitzt, ist sie auch ohne Quellen und ohne Steinbruch. Alles Waffer für den Haushalt und für das Vieh wird von Zisternen und Ziehbrunnen geliefert. Bauern arbeiten zumeist für eigenen Bedarf; die Handwerker schaffen, was die Landwirt= schaft benötigt. Der Boden gehört dem Land= mann, der ihn bebaut. Reichenauer Bettler gibt es nicht. Der Hypothekarzins beträgt durch Nachwirkung des Krieges noch 18%, der Sparkassenzinsfuß 12%; eine Herabsetzung auf 16 beziw. 10% steht bevor. Die Insel exportiert etwas Fische, vor allem aber Gemüse. Reichenau zählt fünf Gemüse=Großhandlungen; der Export geht nach Konstanz, Lindau, Ulm, Stuttgart, und vor dem Kriege waren nament= lich St. Gallen, Schaffhausen, Winterthur und Zürich gute Kunden. Man gewinnt bei einer Wanderung durch die Insel sehr bald den Ein= druck, daß recht viel Arbeit und größte Sorgfalt auf den Gemüseban verwendet wird. Ganze Felder von Tomaten gedeihen, militärisch auß= gerichtet treiben in langen Reihen die Salat=

stöcke; freistehende Pfirsichbäume sind häufig, und der Lorbeer überwintert im Freien. Doch aufgeschaut! Die Sonne neigt sich zum Untergang; filbern erst, dann golden erglänzt der Untersee; sinkt sie hinter den Schiener Berg, so erhebt sich dort ein wundervoller Glorienschein. Streng gerade Wolkenstreifen zielen wie riesige Speere nach dem entschwindenden Tagesgestirn und nach dem Lande der Franken. Auf den Rhein legt sich ein trennender glänzender Streifen, wie Blut so rot, zwischen das Schweizer Ufer und die Reichenau, und ist doch beides ale= mannisch Land. Es dunkelt mälig; Nebelstrei= fen ziehen am Schloß Arenenberg dahin, Erl= königs Töchter raunen einander zu: ein Schicksal ist erfüllt! (Schluß folgt.)

Literatur. Staiger, Fr. X. C.: Die Insel Reichenau im Untersee mit ihrer ehemaligen berühm= ten Reichsabtei, Konstanz 1860, Stadler. Araus, Dr. F. X.: Die Kunstdenkmäler des Kreises Konstanz. Freiburg i. B. 1887, Akad. Verlagsbuchhandl., Mohr. Quellen und Forschungen zur Geschichte der Abtei Reichenau, herausgegeben von der Badischen Hi= storischen Kommission, I, II, Heidelberg 1890/93. Die Aultur der Abtei Reichenau, Erinnerungs= schrift zur 1200. Wiederkehr des Gründungsjahres des Inselklosters 724—1924, I. Bb., XX, 616 S. illustr. München 1924, Verlag der Münchner Drucke. Gröber, A., Reichenauer Aunst. Illustr. 2. Aufl., Karls= ruhe i. B. 1924, C. F. Müller. Künstle, Dr. K.: Reichenau. Seine berühmtesten Übte, Lehrer und Theologen. Zum 1200jährigen Jubiläum des Inselklosters. Freiburg i. B. 1924, Herder. Renz, Dr. G. A.: Aurzgefaßte Geschichte der Benediktiner-Abtei Reichenau. Ein Beitrag zur 1200jährigen Jubiläums= feier. Radolfszell 1924.

Der Dichter des Ekkehard und die Frauen.

Zu seinem 100. Geburtstag am 16. Februar. Von Josef Oswald.

Es sind nur vier weibliche Personen, an denen Scheffels plastische Kunst in seinen Haupterzählungen sich erweisen konnte; über= dies sind es nur zwei Typen, womit paarweise sich diese Gestalten voneinander abheben. Zu Beginn die traumhaft Inrische Margareta Zeichnung im Trompeter, die sich unter lebhafterer Kärbung und Wesensvariation fortsett in der anmutigen, klugen und schalkhaften Griechin Pragedis im Effehard. In dem Maße als dieses seine Geschöpf Scheffelscher Roman= tif psychologisch interessanter, anschaulicher, furz epischer ist, tritt es, mit dem Säckinger Freifräulein verglichen, als vertraute Dienerin der Frau Hadwig, mehr beiseite, stets aber so beleuchtet, daß die Nebenfigur ihr fesselndes Re= lief behält. Anderseits wirkt die Romanhel=

din in Herzogingestalt mit ihrem herben, kalten Stolz einigermaßen wie eine Vorwegnahme des als Virago geseierten Mannweibes der Renaissance. Während auch dieser Frauencharakter, freilich weniger ausgeführt, einen Nachklang in der Rotraut des Juniperus fand, erinnert deren dämonische Mädchenwildheit, die den vershängnisvollen Wahnwitz der beiden Freunde und Nebenbuhler erregt, wiederum an einen modernen Thpus: Man könnte sie eine Artschwäbische Carmen zur Kreuzsahrerzeit nensnen.

In den Gegensätzen von zarter und strenger Weiblichkeit, von Frauenanmut und übermut dürfen wir den Pendelschlag von Scheffels Herzensneigungen insofern erlauschen, als selbst die kühnsten Ausgeburten der Ginbildungs=

fraft immer etwas von des Dichters realem Persönlichkeitskern verraten. Welche tiefsten, bestimmenden Eindrücke des Ewig-Weitsichen hat Scheffel seit früher Jugend gehabt? Die edelsten und schönsten bei Mutter und Schwester, die ihn mit einem Verständnis, einer Gemütswärme und Gesittung umgaben, zu ausschließlich, als daß nicht die Phantasie zu Konstrasterscheinungen gereizt worden wäre, wie der Dichter sie braucht und gleichsam mit Fleisch und Blut begabt.

"Meine Mutter hätten sie kennen müssen", sagte Scheffel einem Freunde, "was ich Poeti= sches in mir habe, habe ich von ihr." Sie war ja jelbst eine Dichterin. Wenn auch keine große, hatte sie doch einmal ihren "großen Tag", als ihr schwäbisches Dialektlustspiel Lorle und Dorle mit starkem Beifall des Hofes und der ganzen Karlsruher Gesellschaft über die Bretter ging. Außerdem war sie eine geschätzte Hauß= und Gelegenheitspoetin, formgerecht und flüssig, vor allem das Entzücken der Jugend mit ihrem Märchentalent voll Phantasie und Humor. Daß Manches auch an Gehalt und Ideen von ihr auf den Sohn übergegangen ist, hat schon sein sorgsamer Biograph Sohannes Proelf hervorgehoben. Eins aber erbte der Sohn nicht. Verliefen bei ihm wenigstens die bedeutendsten Produktionen unter einer Ner= venanspannung, die hinterher seine empfindliche Natur büßen mußte, so hatte die Mutter eine leichtere Spielart. Nichts ist bezeichnender da= für, als der glückliche Wurf ihres Gedichtes auf das Straßburger Münster (1840), worin sie in patriotischer Aufwallung dem Meister Erwin die Worte in den Mund legte:

> Mauern, dem Fremdling verfallen, Was steht ihr und stürzet nicht ein?

Da ein gleichnamiges Poem ihr nicht zugesfagt und einer ihrer Gäste bemerkt hatte, sie möchte doch ein anderes versassen, vollzog sich nach glaubwürdigem Bericht die Inspiration alsbald und zwar unter den Klängen eines von ihrer Tochter vorgetragenen Beethovenschen Adagios.

Ihrer gesunden und gebildeten Geistigkeit, der man in ihren Freundesbriefen begegnet, eigneten Lebhaftigkeit, Inhaltsreichtum und Stilkultur, die sie zu einer epistolaren Meisterin machten, ebenso wie sie geschaffen schien, ein Mittelkunkt der Geselligkeit zu sein. So sehr waren Geist und Gemüt bei ihr im Einstlang, daß nicht in dem engsten Schmerzens

ring, worin sie so oft um Sohn und Tochter bangte, ihr Mitgefühl sich abschloß. Auf einer flaren und herzlichen Religiosität ruhend, weistete sich ihre Güte, indes sie als Stifterin und Mitarbeiterin sich caritativen Bestrebungen zuswandte, die der Notlinderung bedürftiger Geschlechtsgenossinnen galten. Im übrigen wird sie als eine kernhafte Schwäbin von gewinnensder Natürlichkeit geschildert, "mitunter etwas derb", während ihr Wohlwollen Witz und Schelmerei, "daneben eine Portion Weiberlist" nicht ausschloß.

Künftlerblut, Abel des Gemüts und der Gestalt vereinten sich bei der Tochter Marie zu einem Naturell von allzu zarter Beschaffenheit. Früher und entschiedener scheint sich ihre Maler= gabe geltend gemacht zu haben als bei dem Bruder, dessen Freundin und Vertraute, ge= legentlich auch Krankenpflegerin sie war. Einem ihrer würdigen Offizier verlobt, brachte sie nicht den Mut auf, um aus dem Brautstande in den Chestand zu treten. Das Verlöbnis wurde gelöft, die Lösung setzte alle Hechelmühlen der Residenz in Bewegung. Sie selbst er= frankte, und die Eltern wußten keinen andern Rat als den in Capri weilenden Bruder heim= zurufen, unter dessen Pflege sie genas. "Diese stille Seele will durchaus ihre eigenen Wege geh'n", schrieb nachher die Mutter, "die Kunst ist wieder der Zielpunkt ihres Strebens."

Abermals in Italien, entschied sich Scheffel nach dem Ekkehard für einen Romanplan aus dem Venedig der Renaissance, dessen Heldin Trene von Spilimberg sein sollte: eine jung= gefeierte, aus Friaul stammende blonde Huma= nistin, für Poesie, Musik und Malerei begabt, die Tasso begeisterte, Tizians Schülerin wurde, förperlich wie geistig von einer sagenhaften Anmut, da der Rauhreif Tod diese Mädchen= knospe schon im zwanzigsten Lenz vernichtete und ihr von dem großen Lehrer gemaltes Bild= nis beschädigt und verdorben ist. Für Scheffel identifizierte sie sich mit der Erscheinung seiner Schwester. Als ihm später eine aussichtsvolle Wirksamkeit in München winkte, lud er Marie zu sich, damit ihre Vorbildung zu künstlerischer Vollendung reife und sie aus dem ihn umgeben= den Maler= und Dichterkreis Unregungen schöpfe. Wie hat man sie, als sie kam, in ihrem jugendholden Zauber bewundert! Seirats= anträge fehlten nicht. Sie aber fagte: "Von all den Herrn, die mich gern möchten, ist mir doch keiner so lieb wie mein Joseph." Von sei= nem Dichterprojekt redend, äußerte er: "Wenn was Gutes hineinkommt, ist's von dir, aber sie muß früh sterben." Das wurde auch Mariens Los. Vom Typhus dahingerafft, hinterließ sie eine tiefe Leidensspur in Scheffels Leben auf Jahre hinaus. Nicht nur daß der Münchener Traum von einer gesicherten Existenz unter dem königlichen Dichtermäzen zerrann und die wilde Jagd nach der eigenen, oft gestörten Ge= fundheit wieder anhob: zu fest war jene Frene= Gestalt mit der Verblichenen verbunden, als daß er im akuten Seelenweh die Höchstes ver= sprechende Fiktion hätte fortspinnen können. Einmal aufgegeben, blieb sie es auch. Wohl schwebte dem Dichter der Schwester tragisches Schicksal vor, als er des Einsiedlers Hugideo Liebes= und Leichenfult um die geliebte Benigna Serena in einem kleinen Meisterwerke dar= stellte. Auch in zwei Maria (1857) überschrie= benen Gedichten gedachte er ihrer gleich einer "aus himmlischer Ferne" grüßenden Seligen, deren Seele "verklärt mit meiner spricht".

Ebenso glücklich wie Scheffel in seinen Man= nerfreundschaften gewesen, so genial in Zechpo= sien, sowohl in romantischer Idealisierung mit= telalterlichen Vagantentums als auch in der übermütiasten Anakreontik überhaupt, ebenso unglücklich war er als Freier. Zeitig schon bezeigte er Heiratslust, allein er war zu sehr Poet, Illusionist, um zu erkennen, daß ein Gegenstand höchster Verehrung, selbst wenn man ihm nicht zu mißfallen scheint, dennoch trügen fann. Anderseits war er auch zu ehrlich dazu, er, dessen Liebesgefühle Schwester, Mutter und Vater nicht vorenthalten blieben. Oben= drein war er ein Zauderer wie nur jemals einer, dem das entscheidende Wort am Gaumen flebt. So erklären sich zum Teil die Mißgeschicke seiner Liebe.

Als 18jähriger Student in München hatte es ihm die schöne Julie von Schlichtegroll angetan, und in der Erinnerung begleitete ihn "das kleine Engelsköpschen" durch allen Saus und Braus der Jugend. Drei Jahre später, in Examensvorbereitung daheim, erhielt er die Nachricht, Herr von Schlichtegroll sei mit seinen beiden Töchtern in Karlsruhe. Wer hatte es eiliger, sie herumzusühren und seinen Eltern ins Haus zu bringen als der glückliche Rechtskandidat. Vier Tage waren sie noch in Heidelberg zusammen, worüber er folgendermaßen berichtet: "Als schüchterner Bursche war mir's genug, in ihrer Kähe zu sein, und ich sprach über das

punctum saliens, was mich mit ihnen nach Heisbelberg geführt hatte, kein Wort." Um so besedter war seine Phantasie nach der Trennung. Sie malte ihm aus, wie dereinst, wenn er eine sichere soziale Stellung erlangt habe, zwar nicht er selbst, sondern sein Bater "mit Hut und Frack" nach München reisen werde, um für den Sohn den Freiwerber zu nachen. Solange jesdoch wartete das Fräulein nicht. Alsbald ersfolgte ihre Verlobung mit einem Mann in Amt und Würden, der inzwischen bei der Mutter um die Hand des Töchterleins angehalten hatte. "Ich war wie vom Donner gerührt," schrieb Scheffel, "Herz, krach und brich nicht!!"

In der Tat stand der entzündliche Muskel mit einem Schlage wieder in Flammen. Dies= mal hatte die Mutter eine in jungfräulicher Maienpracht blühende Kusine ihm ins Zimmer geführt. Emma Heim hieß sie. Die Begeg= nung fand etliche Monate vor Scheffels be= rühmter Komfahrt statt. Als er, zurückgekehrt, in Offenburg mit ihr zusammentraf, faßte er sich ein Herz, indem er während eines Plat= regens unter dem Schirm das geflügelte Wort sprach: "Ich denk", daß wir uns heirate solle". Indessen belehrte sie ihn, Freundschaft mit einem Vetter sei noch keine Liebe. Vermutlich hatte sie schon gewählt, denn ihre Verlobung mit einem hoffnungsvollen Jünger Merkurs blieb nicht lange aus. Daß diese junge Dame aus dem Schwarzwald und nicht die aus Mün= chen die Heldin des Trompeters von Säckingen gewesen, schien die Publikation über des Dich= ters Beziehungen zu Emma Heim von Ernst Boerschel klarzustellen, bis Proelh durch seine Veröffentlichung der Scheffelbriefe an Friedrich Eggers geltend machte, daß jene Julia, auch nach ihrer Verehelichung und bevor ein Strich zum Trompeter aufs Papier gekommen, bei ihrem ehemaligen Romeo noch in einem war= men Andenken gestanden habe. Dem sei, wie ihm wolle. Im allgemeinen ist in einem Dich= terherzen viel Naum für Geliebte, und wenn etwa eine ihr Schickfal, eine andere ihre We= senszüge, eine dritte ihre Körperreize einer sei= ner poetischen Gestalten leiht, so ist und bleibt das ein Geheimnis, mitunter für ihn selbst.

Ein neuer zur Ehe zielender Herzenswunsch erwachte zu Rippoldsau, wo Scheffel in Begleitung von Mutter und Schwester Befreiung von schweren Leiden suchte. Zwischen den Seinen und einem von einem hübschen Töchterpaar flankierten Straßburger Herrn hatte sich

eine Badebekanntschaft entwickelt, und es durfte als ein Anzeichen der Genesung gelten, daß bei dem gegenseitigen Kontakt des Dichters Funskensprüher sich entschieden auf eine dieser Elsässerinnen richtete. Der Trennung folgte ein Briefverkehr, Major Scheffel, den eine Reise nach Straßburg führte, überbrachte Grüße von daheim und wurde gastfreundlich aufgenommen. Das stärkte dem Sohn den Mut, gleichsallsseine Auswartung zu machen. Bei einer instimen Aussprache mit dem Straßburger ersfannte er jedoch, daß der Herr völlig beherrscht war von jenem Goldhunger, den schon Virgil verwünscht hat.

Mochte die Zeit sich wandeln, Scheffels Hei= ratslust wandelte sich nicht. "Das schönste Mäd= chen von Heidelberg" zu erobern, kam ihm nach Jahren in den Sinn, Julie Artaria, in deren Familie er gern gesehen war. Die Verlobung seines Freundes Julius Braun mit der ältern Tochter Rosalie bestimmte ihn, dessen Spuren zu folgen, während ein Fest in der Neckarstadt eine erwünschte Gelegenheit dazu bot. Zwar wurde sie im geselligen Trubel verpaßt, doch war er seiner Sache so sicher, daß er nach der Heimkehr ein Gedicht und zugleich einen Antrag in würdiger Prosa nehst einem Armband, das ihm eine Gräfin für seine Zukünftige geschenkt hatte, Fräulein Julie sandte. Wer beschreibt sein Entsetzen, als die Antwort wiederum eine Ablehnung war. "Unter dem wundervollen Ropf einer Clythia das Naturell eines emfigen Hausmütterchens" — die also charakterisierte hatte schon eine andere Liebe im Herzen. Auch foll sie keine Freundin von "eraltierten Leuten" gewesen sein.

Trotz all der Enttäuschungen öffnete sich dem 38jährigen der heiß und schier hoffnungs=

los ersehnte Hafen. Nachdem die Hochzeit mit Karoline von Malsen geseiert war, bezogen die Beiden in Seon im Aargau eine Villa. Endlich schien der große Wurf gelungen, doch es schien nur so. Man kann in der Beurteilung heikler Cheverhältnisse, deren genaue Kenntnis sich der Offentlichkeit entzieht, nicht vorsichtig genug sein. Wir geben nur die nackten Tatsachen. Mit dem baldigen Tode von Scheffels Mutter (1865) verlor das Karlsruher Heim seinen Stern. Der alte, gebrechliche Vater bedurfte der Pflege, bei Scheffels Bruder, einem Krüp= pel an Geist und Körper, war das immer der Fall gewesen. Nun besaß der Dichter ein sel= tenes Familienpflichtgefühl, das ihn zum Sa= mariterdienst seiner nächsten Angehörigen trieb, indes seine Frau noch Hausgeschäfte in Seon hielten. Ein Versuch, an des Gatten Seite in die beklagenswerte Umgebung sich zu schicken, mißriet. Sie ging auf Reisen und gebar ihm in Clarens am Genfersee den Stammhalter. Auch jett war es ihr unmöglich, mit dem Ge= mahl zurückzukehren. Sie sah ihn nicht wieder, bis er auf dem Sterbebette lag (1886). So wurde Scheffel ein einfamer Mann, dessen Liebessonne der Sohn war, den er erzog, nicht ohne sich eines sanften Liebesmondscheins zu er= freuen. Jene Kusine, die ihn einst verschmäht und auch kein Glück in der Che gefunden hatte, widmete ihm eine treue, innige Geistesfreund= schaft, von deren Beglückungen seine von Boer= schel veröffentlichten Briefe an sie erfüllt sind. Welch bezeichnenden Gegensatz gewährt doch Scheffels Zechermoral in Liedern und Scheffels Liebesmoral im Leben: So frei bis zur Zügel= lojiakeit die eine, so notwendig, von Zucht und Sitte bestimmt, erscheint die andere.

Ausfahrt.

Berggipfel erglühen, Waldwipfel erblühen, Vom Lenzhauch geschwellt; Jugvogel mit Singen Erhebt seine Schwingen, Ich fahr' in die Welf. Mir ist zum Geleite In lichtgoldnem Kleide Frau Sonne bestellt; Sie wirst meinen Schatten Auf blumige Matten, Ich fahr' in die Welt!

Mein Susschmuck die Rose, Mein Lager im Moose, Der Himmel mein Zelt: Mag lauern und frauern, Wer will, hinser Mauern, Ich sahr' in die Welt!

Viktor von Scheffel.